

Hans Bernoulli : eine Architektur für Menschen

Autor(en): **Jauslin, Manfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **76 (1996)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165579>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Manfred Jauslin

HANS BERNOULLI

Eine Architektur für Menschen

Der Basler Architekt Hans Bernoulli (1876–1959) war gewiss eine der eigenwilligsten und vielseitigsten Persönlichkeiten in der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Dennoch scheint sein Nachruhm nicht selbstverständlich.

«Wohnen», dachte Ken, «fängt wahrscheinlich dort an, wo die Architektur aufhört...»

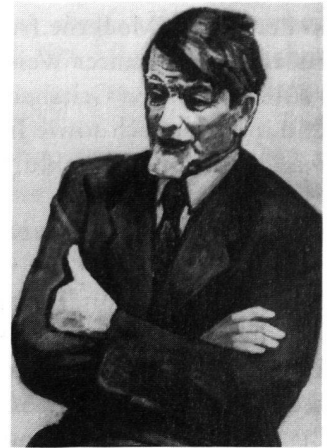
Alfred Andersch, *Wanderungen im Norden*

Eine gewisse Zurückhaltung gegenüber den programmatischen Kongressen und Erklärungen des Neuen Bauens mag bei seiner geringen Medienpräsenz eine Rolle gespielt haben. Festlegungen liebte er nicht sonderlich. Auch hatte er sich frühzeitig einer unspektakulären Bauaufgabe zugewandt, die der Selbstdarstellung eines Architekten nur wenig förderlich war: dem sozialen Wohnungsbau. Die ungebrochene Aktualität dieser Bauaufgabe, ihre sowohl in formaler wie auch in ökonomischer Hinsicht nach wie vor ungelösten Probleme sind allein schon ein Grund, sich wieder mit *Hans Bernoulli* zu befassen.

Er entstammte der im 18. Jahrhundert berühmt gewordenen Basler Gelehrten- und Mathematikerfamilie, die ursprünglich in Antwerpen ansässig war. Einer seiner Vorfahren, *Jakob Bernoulli*, hatte sich zum Protestantismus bekannt und war in den Wirren des niederländischen Unabhängigkeitskrieges nach Basel gelangt. 1622 wurde die Familie ins Basler Bürgerrecht aufgenommen. Herkunft, Schicksal und Charakter dieses Ahnherrn hatten vielleicht auch das Wesen des Nachkommen geprägt: Sein Interesse am Kleinhausbau lenkte seinen Blick frühzeitig auf die holländische Architektur, die er sich auf mehreren Studienreisen erschloss und in der ihm eine beispielhafte Tradition des städtischen Bürgerhauses vor Augen stand; sein gleichsam «protestantisches», unachgiebiges Bekennterum bei der Verteidigung einmal als richtig erkannter Ideen trug ihm den Zorn einflussreicher Kreise bis in die höchsten Regierungsspitzen und schliesslich die Aberkennung seiner ETH-Professur ein.

Erste Bausteine

Eine Laufbahn als Architekt war Hans Bernoulli aber in seiner Jugend zunächst nicht vorgezeichnet. Da er



Hans Bernoulli, um 1945,
Ölgemälde von Alfred Heinrich
Pellegrini, Kunstmuseum Basel.

auf dem Gymnasium offensichtlich wenig reüssiert hatte, musste er die Schule vorzeitig verlassen und eine Kaufmannslehre aufnehmen. 1894 entschloss er sich jedoch zu einer Ausbildung als Bauzeichner. Er besuchte die Gewerbeschule und studierte anschliessend in München, Karlsruhe und Darmstadt. 1902 kam er nach Berlin, wo er auch seine zukünftige Frau, *Anna Ziegler* aus Liegnitz, kennenlernte. Seit 1903 führte er gemeinsam mit *Louis Rinkel* ein Architekturbüro, war aber nebenbei auch als Assistent am Seminar für Städtebau der Hochschule Berlin-Charlottenburg tätig. Diese Aufgabe entsprach seinem Interesse an diesem damals ziemlich neuen Gebiet und machte ihn mit den Konzepten der Gartenstadt bekannt, wie sie von *Ebenezer Howard*, von *Unwin* und *Parker* in England entwickelt worden waren. Diese Einflüsse sollten Bernoullis Siedlungsprojekte sein Leben lang inspirieren, obwohl er kein eigentlicher Gartenstadtarchitekt war. Das utopische, gesellschaftsverbessernde Motiv, das – vor allem in Deutschland – auch hinter diesen Planungen stand, widerstrebte wohl seinem eher nüchternen Sinn für das Mögliche, das den Menschen nicht überfordern sollte. Die teilweise katastrophale soziale Situation in den damaligen Städten wurde durch den Bau der Gartenstädte sowieso kaum tangiert, weil diese Projekte im Grunde versuchten, die urbanen Probleme weitab vom Ort ihrer Entstehung zu lösen. Über die Ursache dieser Probleme und ihre Lösung sollte sich Bernoulli erst später durch seine praktische Tätigkeit im Siedlungsbau Klarheit verschaffen. Allerdings war er 1910 an den ersten Planungen für die Berliner Gartenstadt Falkenberg und die Gartenstadt Nova Warszawa bei Warschau beteiligt.

Im Vordergrund stand jedoch die praktische Bautätigkeit. Neben einigen Miethäusern und klassizistisch geprägten Villen entstanden in den Berliner Jahren u. a. das Hotel Baltic, zwei grosse Geschäfts-

häuser der Textilfirma Fischbein und Mendel, die das in der frühen Moderne fruchtbare Motiv der Pfeilerfassade in markanter Weise aufnahmen, Wohlfahrtsbauten der Firma Griesheim-Elektronik in Griesheim und in Offenbach sowie Industrieanlagen der Mälzerei Reinmann in Frankfurt an der Oder.

Rückkehr in die Schweiz

Seine Berliner Bautätigkeit trug Bernoulli bald die Bekanntheit ein, die schliesslich 1912 zu seiner Berufung als Chefarchitekt der renommierten Basler Baugesellschaft führte. Schon 1913 erhielt er einen Lehrauftrag für Städtebau an der ETH Zürich, der 1919 zu einer Professur erweitert wurde. Seit 1918 leitete Bernoulli ein eigenes Architekturbüro in Basel. Die Bauaufgaben, die ihn hier erwarteten, schlossen sich zunächst weitgehend an seine früheren



«Getreidesilo Rheinhafen», 1923. Foto: Schweizerische Reederei.

Arbeiten an. Einige Villen, wie z. B. das Landhaus Bilsteinfluh bei Waldenburg und die Villa C. W. am Lindenweg in Basel (1915), die allerdings – ein kras- ses Versagen der zuständigen Behörden – in den sieb- ziger Jahren abgerissen wurde, lassen erkennen, dass Bernoullis Formensprache straffer und kraftvoller geworden war. Er hatte gelernt, seine architekto- nischen Mittel der Bauaufgabe entsprechend ökonomischer und konsequenter einzusetzen, ohne dabei von seiner Gewohnheit abzugehen, ein Bauwerk bis ins letzte Detail zu entwerfen und zu gestalten. Nicht Detailverliebtheit spricht aus dieser Haltung, sondern ein unbedingter Formwille, der auch in seinen grossen, repräsentativen Bauten zum Ausdruck kommt. Die Frauenarbeitsschule am Kohlenberg (nicht zu verwechseln mit dem davor gelegenen Gymnasium) entstand 1914/15. Der Hauptflügel des winkelförmigen Gebäudes steht an der Kohlenberg- gasse. Über einem rustizierten Sockelgeschoss mit Portikus und doppelläufiger Freitreppe erhebt sich ein 15achsiger, übersichtlich organisierter Baukör-

per, der von einem Walmdach abgeschlossen ist. Mit grösster Zurückhaltung eingesetzte barocke Form- elemente beleben und gliedern die Fensterachsen. Um die gleiche Zeit errichtete er auch das dreiteilige Geschäftshaus «Lällekönig», das den linksufrigen Brückenkopf der Mittleren Rheinbrücke akzentuiert. Auch hier folgt Bernoulli der barock-klassizistischen Formensprache. Am vollendetsten ausgebildet er- scheint diese Formensprache jedoch im Wettbewerbs- entwurf für ein Kunstmuseum auf der Basler Schüt- zenmatte von 1914 (gemeinsam mit R. Grüninger). Er wurde zwar mit dem 1. Preis ausgezeichnet, aber dann doch nicht ausgeführt, da man schliesslich einem an- deren Standort den Vorzug gegeben hatte. Zeigen diese Bauten und Projekte also das Bild eines Archi- tekten, der sich eines konventionellen, historisti- schen Formenvorrats bediente, während doch im er- sten Viertel des 20. Jahrhunderts das Programm des Neuen Bauens, die funktionalistische Architektur, nicht nur theoretisch formuliert, sondern auch schon in Praxis umgesetzt wurde?

Historismus oder Moderne?

Die Vorstellung, wonach in diesen Jahren eine über- kommene, veraltete und negativ zu bewertende historistische Bauweise überwunden und abgelöst worden wäre zugunsten einer neuen a priori besseren Architektur, ist jedoch eine Konstruktion der Archi- tekturgeschichte, die vor der Wirklichkeit nicht standhält. In Wahrheit waren die meisten bedeuten- den Architekten aus Bernoullis Generation geprägt vom Neoklassizismus, der sich im Anschluss an den Klassizismus um 1800 bereits um eine neue, klarere und rationale Bauweise bemühte. Der Individualität und dem Temperament der verschiedenen Architek- ten entsprechend erfuhr dieses «Programm» eine dif- ferenzierte, von einem vielfältigen Formenreichtum bestimmte Ausprägung. Auch der elf Jahre jüngere Le Corbusier erbaute noch 1916 die Villa Schwob in La Chaux-de-Fonds in einem von klassizistischen Repräsentationsformen bestimmten Stil. Der Ver- dacht drängt sich auf, dass auch der Funktionalismus im Kern eine Formgeste war – eine unter anderen. Zumindest gibt es keinen rationalen Grund, ein Bau- werk aus Glas, anstatt aus Mauerwerk auszuführen. Die Entscheidung zu einem kristallin-durchsichtigen Baukörper ist, wie Adorno befand, eine rein formale. Das vielzitierte «Anything goes» der sogenannten Post- moderne lässt schliesslich erkennen, dass auch der Funktionalismus verfügbar geworden ist und seine Zukunft im Kanon der historistischen Stile gefunden hat.

Bernoulli jedenfalls schuf 1923 mit seinem mar- kanten Getreidesilo im Basler Rheinhafen den ersten von technischen Zweckformen bestimmten Grossbau

im Basler Stadtbild. Es sollte für längere Zeit sein letztes grosses «öffentliches» Bauwerk bleiben. Die Gründe dafür liegen wohl in den ganz anders gearteten Bauaufgaben, denen sich Bernoullis kreative Energie seit den zwanziger Jahren zuwandte, nämlich dem Siedlungs- und Kleinhausbau für sozial und ökonomisch benachteiligte Kreise der Bevölkerung, eine kleine und unscheinbare Architektur also, mit der im Hinblick auf internationales Ansehen kaum Meriten zu gewinnen waren.

«Huhn im Topf»

Die politisch-ökonomischen Verwerfungen und die demographischen Umschichtungen im Gefolge des Ersten Weltkrieges und der Wirtschaftskrise hatten auch die Schweiz erfasst und besonders in den Städten zu einer akuten Wohnungsnot geführt, welche die an sich schon missliche Wohnsituation der erwähnten Bevölkerungskreise zusätzlich verschärfte. Bernoulli, der schon in Berlin die sozialen und hygienischen Folgen der verdichteten Blockbebauung kennengelernt hatte, plädierte aus Überzeugung für den Kleinhausbau. Bereits 1920 projektierte er zusammen mit *August Künzel* die Mustersiedlung «Im Lindengarten». Sie hatte als Wettbewerbsbeitrag das bezeichnende Kennwort «Huhn im Topf» erhalten, wohl eine Anspielung auf den Wunsch des französischen Königs Heinrich IV., jeder Bürger seines Landes möge am Sonntag sein Huhn im Topf haben. Die Siedlung konnte erst 1922/23 realisiert werden, ein Hinweis auf die Widerstände, mit denen die Architekten zu kämpfen hatten.

Allerdings folgten in diesen Jahren die Siedlungen «Im langen Loh», die grosse Überbauung des Hirzbrunnenquartiers mit den Genossenschaftssiedlungen «Im Vogelsang» und «Hirzbrunnenpark», drei Siedlungen in Winterthur, in Zürich die Häuser an der Hardturmstrasse, die heute als «Bernoullihäuser» bekannt sind, und 1929 in Basel eine Baugruppe der Wohnkolonie «Eglise» für die Wohnungsbauausstellung, letztere übrigens in der Formensprache des Neuen Bauens. Um diese Zeit sprach Bernoulli jedoch schon rückblickend von «*der Episode des systematischen Kleinhausbaus*». Erst zum Ende des Zweiten Weltkrieges konnte er mit der Holzhaussiedlung «Im Landauer» vorübergehend an seine Bautätigkeit der zwanziger Jahre anknüpfen. Alle diese Häuser hatten zur Voraussetzung, dass sie für Menschen mit geringem Einkommen erschwinglich sein mussten. Diese Bedingung bestimmte das Erscheinungsbild, die Form also. Daraus ergab sich der kostengünstige Zeilenbau, vornehmlich im Parterrehaustypus, der durchgehende Rationalisierungsmassnahmen erlaubte. Unabdingbar war eine einfache Konstruktion, für die aber Qualität, Mass und Proportion stets

oberste Instanz sein musste, und weitgehende Schmucklosigkeit bei einer sorgfältigen Ausarbeitung bis in das letzte Detail. Ein selbstverständlicher, unauffälliger «Funktionalismus», der keine Proklamationen brauchte. In der Tat ist die funktionelle Einfachheit dieser Häuser völlig unpräntiös, sie hat nichts «Ausgestelltes», nichts Ostentatives, sie resultierte aus der Bauaufgabe.

Bernoulli hatte die Ausführung dieser Siedlungsprojekte teilweise über persönliche Bankkredite und unter Einsatz seines eigenen Vermögens finanziert, was ihn mehrmals an den Rand des Konkurses brachte. Da er gewohnt war, den Dingen auf den Grund zu gehen, erkannte er bald die Bodenspekulation und den Kapitalzins als die Wurzeln des Übels: «*Nicht wer die Wohnung baut, nicht wer das Haus besitzt, sondern der, dem Grund und Boden gehört, der bestimmt den Aufbau unserer Städte.*» Die logische Konsequenz lautete für ihn: Das Haus in Privatbesitz bzw. in den einer Wohngenossenschaft, den Boden in den Besitz der Allgemeinheit. In *Silvio Gesells* Freiwirtschaftslehre fand er Ideen, die diese Probleme zu lösen schienen. Mit seiner Doppelbegabung, nicht «nur» als Architekt, sondern auch als zuweilen scharfzüngiger Schriftsteller, setzte er sich fortan vehement für diese wirtschaftsreformerischen Vorstellungen ein. Er sah darin so etwas wie einen realisierbaren dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus und glaubte, dass die Richtigkeit und Vernünftigkeit seiner Argumente sich schliesslich durchsetzen müsste. Obwohl er den Sozialismus, der



Wohngenossenschaft «Im Vogelsang», Basel, 1925, Rückseite mit Gärten. Aus: Karl und Maya Nägelin-Gschwind, «Hans Bernoulli, Architekt und Städtebauer», Birkhäuser Verlag, Basel 1993.

ihm als ein System der Unfreiheit und der Unterdrückung vor Augen stand, ablehnte, teilte er wohl letztlich die Überzeugung der Sozialisten, dass die Irrationalität der ökonomischen Prozesse doch durch Vernunft bezähmbar sei. Er übersah, dass privater Grundbesitz und Kapitalrendite historische Fundamente der Wirtschaftsordnung waren, deren Entfernung das Gebäude selbst zum Einsturz gebracht hätte. Seine publizistische Tätigkeit als Chefredaktor

der Zeitschrift «Werk» (1927–1929) und als Redaktor von «Archiv, Vierteljahresschrift für eine natürliche Wirtschaftsordnung» (1944–1952) nutzte er, um seine architektonischen wie auch ökonomischen Vorstellungen zu verbreiten. In seinen politischen Ämtern als Basler Grossrat und als Nationalrat (1947–1951) fand er ein zusätzliches öffentliches Podium zur Verbreitung seiner Gedanken. Dass er sich damit in einflussreichen Kreisen nicht nur Freunde machte, ist verständlich, und vielleicht erklärt sich daraus auch das plötzliche Ausbleiben grosser öffentlicher Bauaufträge. Allgemein gilt auch dieses Engagement als Grund für seine Relegation von der ETH. Allerdings geht Bernoullis Kampf für die Freiwirtschaftslehre bis in die zwanziger Jahre zurück. Seine durch den Bundesrat ausdrücklich legitimierte Entfernung aus der Professur erfolgte aber erst 1938/39. Diese Verzögerung ist sicher nicht nur mit den langsam mahlenden Berner Mühlen zu erklären. Es war wohl auch seine entschiedene Gegnerschaft zum Nationalsozialismus, die um diese Zeit politisch inopportun war und ihn sein Amt kostete. Dafür spricht auch, dass der Vorwand ein Spottgedicht war, das Bernoulli bereits 1930 (!) veröffentlicht hatte. Nach der deutschen Niederlage war er jedenfalls wieder *Persona grata*. 1947 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Basel verliehen. 1956 konnte er noch den Neubau des Basler Realgymnasiums ausführen (zusammen mit *E. Mumenthaler* und *O. Meier*). Bernoulli, der Unbestechliche, wird sich über die Gründe für diesen Gesinnungswandel keine Illusionen gemacht haben. Der Bundesrat sah sowieso keinen Anlass, seine Entscheidung zu revidieren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg traten durch die Kriegszerstörungen die Probleme, die Bernoulli seit seinem Studium beschäftigt hatten, wieder in den Vordergrund seiner Überlegungen. In seinem Buch «Die organische Erneuerung unserer Städte» (Basel, 1942) kam er aus der Erfahrung, dass moderne Bauten aufgrund ihrer komplizierten technischen Einrichtungen schneller alterten als frühere Bauwerke, zu einem Konzept zur zyklischen Erneuerung ganzer Stadtquartiere.

Grossangelegten Planungen dieser Art haftet aus heutiger Sicht, wo wir das abschreckende Beispiel der Trabantenstädte vor Augen haben, etwas Gewaltames an. Man sollte jedoch auch den historischen Zusammenhang sehen. Es war die Zeit des grossen Aufbruchs in die Moderne, die Zeit der spektakulären Projekte und hochgespannten Erwartungen. Eine weisse Stadt, ein neues Jerusalem, nichts weni-

ger, hatte schon *Adolf Loos* versprochen. Nun schien die Zeit gekommen. Auf den internationalen Architektenkongressen, an denen Bernoulli nicht teilnahm, obwohl er sie aufmerksam verfolgte, wurden Manifeste und Proklamationen verabschiedet, welche die Bedingungen des Neuen Bauens festlegten und kodifizierten. Die Architektur empfand sich sowohl als gesellschaftsverändernd wie auch als stabilisierend: «*Baukunst oder Revolution*» lauteten für Le Corbusier die Alternativen. Anstelle dieser säkularisierten Heilsbotschaften vertrat Bernoulli das pragmatische Prinzip «*Struktur gegen Zersiedelung*». Eine «*Schönheit aus Zufall*», wie man sie in den mittelalterlichen Städten erfahren kann, sollte aus dem Fingerzeig der Planung hervorgehen. Altes und Neues würden sich vereinen im urbanen Leben und «*in neue Gefässe gegossen werden, es sollte noch leichter, reicher, beschwingter sich geben: zierliche, niedrige Galerien, dahinter die schweren Blöcke der Werkstattbauten; Strassen und Brücken, Höfe und Steige zum Fahren, zum Ausladen, zum freien Ergehen der Fussgänger; (...)*».

In seinem Buch «Die Stadt und ihr Boden» (Erlenbach-Zürich 1946, neu Birkhäuser Verlag, Basel 1991) ging er noch einmal auf breiter historischer Basis den Voraussetzungen nach, unter denen der ursprünglich öffentliche Besitz an Grund und Boden in Privateigentum übergegangen war. Er zeigte die sozialen und architektonischen Deformationen auf, die in der Folge die Bodenspekulation vor allem in den Grossstädten verursacht hatte. Und es gehört zur Konsequenz seines Denkens, dass er sich nicht darauf beschränkte, sondern auch Konzepte entwickelte zur schrittweisen Rückführung des Bodens in öffentliche Hand. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass diese Vorschläge folgenlos blieben. Wenn seine Überlegungen zur Bodenreform heute wie damals politisch nicht durchsetzbar sind, spricht dies jedoch nicht gegen ihre grundsätzliche Richtigkeit. Vielleicht sind sie auch vorgedacht für eine künftige Gesellschaft, die es gelernt hat, ihre Denkverbote, ihre Erstarrungen und Verhärtungen abzuschütteln, und wieder bereit ist, die Fahrt ins Unbekannte aufzunehmen, um sich, in Bernoullis Worten, «*nach einem nur halblaut gegebenen Wort einer noch verhüllten Zukunft entgegen zu strecken und zu entfalten*». ♦

MANFRED JAUSLIN ist auch der Autor des Beitrages über Hans Bernoulli im Architektenlexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert, von Dorothee Huber und Isabelle Rucki (Hrsg.), etwa 700 Einträge, etwa 800 Seiten mit etwa 700 Schwarz/Weiss-Abbildungen, das 1997 im Birkhäuser Verlag, Basel, erscheint.